

Melanie Dobson

Wo die
Winterrose
blüht


Francke

Ruf aus Gurs, Frankreich

*Weit weg von den Wäldern unserer Heimat,
verloren in einem fremden Land,
sind wir wie zarte junge Bäume,
gewaltsam entwurzelt durch des Holzfüllers Hand.*

Wo ist sie?

Wo in dieser Welt?

*Die sanfte Hand des Gärtners,
die uns fernab von hier
in guten Boden neu verpflanzt,
uns neue Wurzeln schenkt?*

*Lebendig sind die feinen Fasern
in jedem zarten Spross.
Ach, helfe doch des Gärtners Hand,
dass neue Wurzeln sprießen.
Sein Mühen und sein Sorgen
ernten reichen Lohn.
Ein schützendes Dach aus Blattwerk
bieten wir zum Dank.*

*Der Schatten unserer Zweige
erfreut alle Menschen zugleich
und an unseren schwer beladenen Ästen
sind Früchte zu finden so reich.
Wo bist du, freundlicher Gärtner?
Komm schnell, es eilt,
der Wind aus dem Norden führt kalten Hass.
Halte uns warm unter deinem Schutz,
bevor uns der Frost ereilt.*

(Verfasst während des Zweiten Weltkriegs von
Flüchtlingskindern im Internierungslager Gurs.)

KAPITEL 1

Saint-Lizier, Frankreich
September 1943

Die Sonnenstrahlen durchbrachen den Nebel und warfen ihren Schein wie ein Scheinwerferlicht auf eine Bühne in Hollywood. Das Morgenrot der Sonne wies Grace Tonquin und den zwölf Kindern in ihrer Obhut den Weg. In wenigen Minuten würden sie Schutz in der Kathedrale von Saint-Lizier finden. Schutz vor dem hellen Licht.

Morgenröte am Himmel. Grace versuchte, den Gedanken an die Warnungen des Matrosen abzuschütteln, als sie die Kinder eine moosbewachsene Mauer entlangführte. Die zerklüfteten Steine an dieser Stelle verdeckten die Sicht auf das glühende Rot des Sonnenaufgangs. Sie rutschte mit ihren Oxford-Schuhen über das glitschige Kopfsteinpflaster. Die Blasen an ihren Füßen schmerzten, doch sie konnte jetzt nicht stehen bleiben. Ihre amerikanischen Landsleute waren bereits in die Heimat zurückbeordert worden, doch Grace konnte dieses Land nicht verlassen, bis alle jüdischen Kinder entweder ein sicheres Versteck erreicht hatten oder aus Frankreich evakuiert worden waren.

Élias, der Älteste, trug den kleinen Louis auf dem Arm, während er gleichzeitig seiner Schwester Marguerite über eine Pfütze hinweghalf. Über ihrem Weg unter dem schützenden Dach des Herbstlaubes duftete es nach Regen.

Bereits in ihrer Kindheit hatte Grace die Sommertage lieber abseits des Rampenlichts verbracht. Weit weg von den Menschenmengen mit ihren bewundernden *Oohs* und *Aahs*, die sie ihr zuwarfen, als wäre sie eine berühmte Persönlichkeit. Aber diese Menschen hatten nie gesehen, wer Grace wirklich gewe-

sen war. Sie sahen in ihr die Tochter von Ruby Tonquin. Nicht das schüchterne Kind, das sich am liebsten in einem Schrank im Beverly Wilshire Hotel versteckt hätte. Ein etwas seltsames Mädchen, das lieber die Sandstrände von Santa Monica erkundete, anstatt Shoppinggelüsten zu frönen. Höchstwahrscheinlich war Grace die einzige Person in ganz Kalifornien gewesen, die Ruby nicht wie eine Göttin verehrt hatte.

Marguerite drehte sich zu Grace um. Ihre Augen waren angeschwollen und rot wie die aufgehende Sonne. Grace bückte sich zu ihr hinunter und legte einen Finger auf die Lippen. Die Stille war ihr Verbündeter, bis sie die Kathedrale erreicht hätten, hatte sie den Kindern erklärt. Das Schweigen war ihr Schutzschild.

Das älteste Mädchen in der Gruppe war fünfzehn Jahre alt. Sie ging den anderen Kindern voran und führte sie nun um eine Häuserecke. Die anderen folgten Suzel wie Entenküken, eingepackt in ihre dunklen Wintermäntel, mit kleinen, aber schweren Tornistern in den Händen und gewobenen Schuhen – *Espadrilles* – an den Füßen, die ihnen ein Polster auf den harten Steinen boten. Das Wetter war noch viel zu warm für die dicken Wintermäntel. Bald jedoch würden sie sie brauchen, wenn in den nahe gelegenen Bergen der Schneefall einsetzte.

»*Muet comme une carpe*«, flüsterte Grace.

Stumm sein wie ein Fisch.

Zwei der Kinder stießen miteinander zusammen und begannen zu kichern. Dabei hatte Grace sie sowohl auf Französisch als auch auf Englisch angewiesen, still zu sein. Sie verstanden nicht, was auf dem Spiel stand. Wie sollten sie auch?

Selbst Grace verstand die Lage nicht vollständig. Doch sie hatte Gerüchte darüber gehört, was außerhalb des Einflussbereichs des Vichy-Regimes geschah. Gewalt hatte sich Bahn gebrochen und schwappte nun auch auf die wenigen Gebiete über, die noch immer als sicher für jüdische Kinder galten. Grace musste diese Kinder an einen sicheren Ort außerhalb Frankreichs bringen. Bevor die Nazis sie finden würden.

Sie hatte auch Gerüchte darüber gehört, dass die Alliierten im Krieg gegen Deutschland an Boden gewannen. Sie hörte Berichte über Charles de Gaulle, einen französischen General, der sich selbst im sicheren London aufhielt. Doch alles, was sie hier vor Ort sah, waren französische Polizisten und Nazi-Offiziere, die alle Juden zu hassen schienen, egal ob es sich dabei um Kinder oder Erwachsene handelte. Grace betete, dass die Kinder in Sicherheit sein würden, sobald der Krieg vorbei war. Doch bis dahin würden sie und ihre Mitstreiter, die in Frankreich geblieben waren, weiterhin Hilfe leisten.

Vor ihnen war nun die Kathedrale zu sehen, deren mittelalterlicher Glockenturm in den Himmel ragte. Die Steinmauern ließen das Gebäude wie eine Festung wirken. Ein Ort voller Geborgenheit, dachte Grace. Ein Zufluchtsort wie das Bauernhaus, in dem sie und die Kinder zuletzt gewesen waren. Die meiste Zeit des Tages hatten sie geschlafen, bevor sie ihren nächtlichen Fußmarsch wieder fortgesetzt hatten. Nun waren diese Kinder bereits seit zwei Nächten durchgehend unterwegs. Ihre Reise hatte im Waisenhaus in einem Ort mit Namen Aspet begonnen. Die Müdigkeit kroch ihnen in die Knochen, ihre Füße wurden wund, doch sie mussten immer weitergehen. Bald, so hatte Roland Mercier gesagt, würden sie sich gemeinsam in einem Schloss verstecken, bis er für die Kinder eine sichere Route über die Pyrenäen nach Spanien und weiter nach Portugal gefunden hätte.

Die Stille in diesen frühen Morgenstunden war wahrhaftig ein Segen. Aber eigentlich war es fast zu still, dachte Grace. Nicht einmal das Bellen eines Hundes oder das Geklapper des Milchwagens war zu vernehmen. Auch der Wind, der die Gasse entlangwehte, fühlte sich an wie Wind in der Wüste, als ob sie die Einzigen wären, die es gewagt hatten, das Städtchen am Fluss zu betreten.

Grace schüttelte den Kopf, als ob sie damit gleichermaßen ihre dunkle Vorahnung loswerden könnte. Die Kathedrale war

der einzige sichere Ort in diesem Dorf, der Grace' Schützlingen einen Unterschlupf bieten konnte. Nur noch ein paar Schritte, dann würden sie sich endlich verstecken können, bis die Nacht hereinbrach.

Ein Stück Papier flatterte durch die enge Gasse, wirbelte über das Kopfsteinpflaster und landete schließlich vor Grace' Füßen. *Avis Aux Israelites*, Mitteilung an die Israeliten, war darauf zu lesen. Eine weitere Nachricht an die »Unerwünschten«, wie sie genannt wurden. Und wieder die Aufforderung, bei den Behörden vorstellig zu werden.

Grace hasste diese Flugblätter so sehr. Ständig erinnerten sie sie daran, dass die Regierung – eigentlich eine Institution zum Schutz der Bürger – Jagd auf ihre Kinder machte.

Sie kickte das Papier mit dem Fuß in Richtung Rinnstein. Sie mussten diese Kinder unbedingt nach Spanien in Sicherheit bringen, bevor die französische Polizei oder die kalten Winterstürme ihrer habhaft werden würden.

Marguerite griff nach Grace' Hand. Grace blieb stehen, bückte sich zu dem Mädchen herunter und blickte ihr in die Augen. »Was ist denn los?«

»Ich muss mal!«, flüsterte Marguerite leise.

»Wir sind gleich da.« Nur noch ein letzter Häuserblock.

»Ich muss aber ganz dringend!« Marguerite war den Tränen nahe, was die Dringlichkeit in ihrer Stimme noch einmal verstärkte. Tränen waren der Feind aus dem Inneren. Kleidung konnte man immer wieder reinigen, aber die Tränen eines neunjährigen Mädchens konnten in der Stille dieser Straßen für jeden aus der Gruppe den Tod bedeuten.

Grace schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Es kam ihr so natürlich über die Lippen wie ein Atemzug. Dann spitzte sie die Ohren und lauschte. Doch alles blieb ruhig, abgesehen von den Zweigen, die sich im Wind bewegten.

Sie würde für Marguerite einen Halt einlegen. Jedes der Kinder brauchte schließlich ihren Schutz.

Élias übergab den Jungen auf seinem Arm an Suzel und ging zurück zu seiner Schwester. Seine beiden Hände hatte er lässig in die Hosentaschen gesteckt. Er wirkte wie ein Tourist, der einen Spaziergang durch diese altehrwürdige Stadt machen wollte. Sein brauner Mantel und die lässige Körperhaltung hatte er sich von dem Helden aus seinem Lieblingscomic abgeschaut: dem belgischen Reporter und Abenteurer Tim. Er mochte zwar äußerlich desinteressiert wirken, doch in den braunen Augen von Élias spiegelte sich die Entschlossenheit eines Löwen. Sollte es nötig werden, würde er die Menschen, die er liebte, notfalls auch mit Gewalt verteidigen.

Mit seinen nur dreizehn Jahren konnte Élias schon ein echter Hitzkopf sein. Trotzdem konnte man sich immer auf ihn verlassen. Grace wusste, dass er und Suzel die anderen Kinder sicher zur Kathedrale bringen würden.

»Struppi«, flüsterte er leise den Spitznamen seiner Schwester, den er ihr zu Ehren seines Lieblingscomics *Tim und Struppi* gegeben hatte. »Hast du dir wehgetan?«

»Sie muss mal auf die Toilette«, sagte Grace.

»Hunderttausend heulende Höllenhunde!« Élias hatte scheinbar die komplette Comiceihe auswendig gelernt inklusive der vielen Sprüche von Kapitän Haddock, Tims bestem Freund.

»Bring die anderen Kinder zur Kirche. Ich werde Marguerite helfen.«

Élias zögerte kurz, dann wandte er seinen Blick zum Kirchengebäude. »Ich halte Wache für euch.«

»Nein!«, sagte Grace und drängte ihn vorwärtszugehen, damit er sich und die anderen in Sicherheit bringen konnte. »Sag den Nonnen, dass wir gleich da sein werden.«

Élias küsste Marguerites Wange, bevor er wieder zurückging und seinen Platz am Ende der Gruppe einnahm. Ein Zuhause – das war alles, was Grace sich für diese Kinder wünschte. Aber nicht heute. Heute brauchten sie einfach nur die allernötigsten Dinge zum Leben: Essen, Wasser und ein paar Stunden Schlaf.

Die Sonne schien nun schon stärker am Himmel und ließ das feurige Morgenrot langsam verblassen.

»Wir müssen uns beeilen!«, flüsterte Grace Marguerite zu, als sie sich in einen Torbogen duckten und zu einem Innenhof liefen, der sich hinter einer Reihe von Läden befand. Dort würden sie vor dem Wind geschützt sein. Grace hätte sich ob des Gestanks, der von den Menschen stammte, die hier schon vor ihnen ihre Notdurft verrichtet hatten, am liebsten die Nase zugehalten. Doch nun packte sie ihren Rucksack beiseite, um Marguerite dabei zu helfen, ihren schweren Mantel auszuziehen. Während das Mädchen in einer Ecke seine Blase erleichterte, zählte Grace leise die Sekunden.

Jede einzelne dieser Sekunden stand für einen Schritt, mit dem sich der Rest der Gruppe von ihnen wegbewegte. Atemzug für Atemzug – so bewegten sie sich weiter. Leise und unauffällig – wie Fische im Wasser.

Marguerite hatte, wie alle anderen, bereits viel Erfahrung darin gesammelt, für sich selbst zu sorgen. Vor etwas mehr als einem Jahr war sie mit ihrer Mutter und dem Bruder aus ihrer Wohnung in der Nähe von Paris geflohen und schließlich im Internierungslager Gurs gelandet, das westlich des Städtchens lag, in dem sie sich jetzt befanden. Grace wusste nur wenig über die Geschichte von Marguerite und Élias, doch es reichte, um sich sicher zu sein, dass die beiden durchhalten würden. Dieser Krieg, diese Feindseligkeit, hatte den Kindern vor allem eines verschafft: Widerstandskraft. Jedes einzelne von ihnen hatte mehr durchgemacht als sämtliche Erwachsenen in Grace' Heimat Amerika. Sie hatten auf ihrer Flucht vor den Nazis bereits genug mit ansehen müssen und nun mussten sie erneut vor ihnen weglaufen.

Wann würden sie endlich von der Angst frei sein, dass jemand sie ergreifen und mitnehmen würde? Sie betete dafür, dass die ständige Flucht ein Ende finden würde, sobald die Kinder die zerklüfteten Berge – die befestigte Grenze Südfrankreichs – überquerten und in das einigermaßen neutrale Spanien gelangten. So-

bald sie sich mit Roland, ihrem Mitstreiter, getroffen hatte, würde er die Kinder auf halbem Weg über die Berge führen. Sie würde dann zurück zum Internierungslager in Gurs gehen und anderen Kindern dabei helfen, Frankreich zu verlassen.

Der Himmel wurde immer heller und damit wurde es für ihre Gruppe auch immer schwieriger, sich zu verstecken. Tageslicht war genauso gefährlich wie Lärm.

»Komm, beeil dich!« Graces Finger zitterte, als sie in Richtung Hofausgang zeigte. Sie mussten zur Kirche gelangen, bevor die Nonnen das Tor verschlossen.

Marguerite zupfte ihre Strumpfhosen zurecht und schlüpfte in ihren Mantel. Sie verzichtete darauf, ihn zuzuknöpfen und griff nach ihrem Tornister. Die beiden beeilten sich, durch den engen Durchgang zu gelangen, doch bevor sie auf die Straße traten, bedeutete Marguerite Grace mit einer deutlichen Handbewegung, stehen zu bleiben.

»*La cigarette!*«, flüsterte sie.

Beim nächsten Windstoß nahm auch Grace den beißenden Geruch wahr. Es war zwar nur ein leichter Hauch, doch er brannte in Nase und Kehle. Zigarettenrauch bedeutete, dass außer den Nonnen noch jemand anderes in der Nähe war.

Sie mussten die Kathedrale erreichen, bevor die Stadt zu neuem Leben erwachte. Bevor der Raucher merkte, dass eine amerikanische Quäkerin und ein französisches jüdisches Mädchen hier herumliefen.

Sie musste jetzt weiter, um Marguerite und all die anderen Kinder zu retten.

»Eins«, begann Grace flüsternd auf Englisch zu zählen, was ihrem Schützling bereits vertraut war. »Zwei.«

Drei Sekunden würden jedoch bei Weitem nicht ausreichen. Nicht wenn sie nicht wussten, wer oder was da draußen auf sie wartete.

Graces Füße waren wie am Kopfsteinpflaster festgewachsen, ihre Beine verweigerten den Dienst, als wären sie gelähmt, wäh-

rend sie in ihrem Kopf weiterzählte. Sechs, sieben, acht ... die Zahlen wurden immer höher. Wie damals die Stapel von Bohnen, mithilfe derer Grace den Kindern das Rechnen beigebracht hatte.

Als Grace schließlich an Marguerites Hand zerrte, schlangen sich plötzlich zwei starke Arme um ihre Hüfte und zogen sie von der Straße weg.

Grace schluckte ihre Schreie hinunter, um keinen Lärm zu machen, versuchte sich aber gegen den festen Griff an ihrem Körper zur Wehr zu setzen.

»Grace ...« Die Stimme des Mannes war leise, aber kraftvoll, wie der Anbruch des neuen Tages.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass er ihren Namen kannte.

Marguerite erkannte den Mann zuerst. Sie ließ Grace' Hand los und hängte sich an sein Hosenbein. Grace' Angst wich und sie hörte auf, sich zu wehren. Der Mann hielt sie noch immer an der Hüfte fest. Sein Gesicht war zwar durch den Schatten verdunkelt, doch als er erneut ihren Namen sagte, wusste sie, dass Roland sie gefunden hatte.

»Ihr seid jetzt in Sicherheit!« Er lockerte seinen Griff und nahm Marguerite auf den Arm.

»Aber ihr müsst Saint-Lizier verlassen.«

»Wir sind doch gerade erst angekommen ...«

»Vite!«, sagte er. »Ihr dürft keine Zeit verlieren!«

Grace machte einen Schritt in Richtung Straße. »Ich muss die Kinder zusammentrommeln.«

»Oh, Kolibri ...«

Kolibri. Diesen Namen hatte er ihr gegeben, als sie zum ersten Mal zusammen in den Internierungslagern an der Befreiung von Kindern gearbeitet hatten. Vermutlich verdankte sie diesen Spitznamen ihrer flatterhaften Art.

Warum hielt er sie jetzt zurück, wenn sie doch fliehen sollten?

Ein Auto ratterte plötzlich über das Kopfsteinpflaster. Dann sah Grace zwei Männer in königsblauen Uniformen und glän-

zenden schwarzen Stiefeln. Sie schritten die Straße entlang. Ihre Orden glänzten in der Morgensonne.

»Wir kommen zu spät!«, sagte Roland

Alle Polizisten waren mit einer Pistole bewaffnet, als ob die Kinder sich gegen sie wehren könnten. Grace trat auf die Straße, die Blätter unter ihren Füßen knirschten. In Europa herrschte Krieg – warum um alles in der Welt machte die Polizei Jagd auf die Kinder dieses Landes? Sie hatten doch nichts Böses getan. Im Gegensatz zu den Nazis, die die Herrschaft im nördlichen Teil Frankreichs an sich gerissen hatten.

Sie würde mit den französischen Polizisten sprechen, wie sie es auch schon vor ein paar Monaten auf einer Zugfahrt getan hatte. Sie würde ihnen erklären, dass diese Kinder unter dem Schutz der Vichy-Regierung standen. Sie konnten ihr doch nicht die Kinder wegnehmen!

»Grace!« Roland zog sie in die enge Gasse zurück. »Du kannst ihnen jetzt gerade nicht helfen.«

»Ich werde mit der Polizei sprechen!«

»Dann werden sie dich erschießen. Was glaubst du, würde das mit den Kindern machen?«

»Das werden sie nicht tun ...«

»Doch, das werden sie!«, beharrte er. »Du und Marguerite, ihr müsst in die andere Richtung davonlaufen. Folgt dem Fluss in Richtung Süden.«

Sich wegducken? Nein, das konnte sie nicht. Sie würde mit Worten anstatt mit Waffen kämpfen, egal wie viel Angst sie hatte.

Grace befreite sich aus Rolands Griff. Der Wind wehte ihr die Haare ins Gesicht. Sie war bereit, der Polizei gegenüberzutreten. Doch dann hörte sie neuen Lärm. Dieses Mal klang es wie Donnergrollen. Ein Lastwagen in Tarnfarben hielt vor den Kindern an. Ein halbes Dutzend Soldaten stieg ab, an ihren braunen Uniformen trugen sie rote Armbinden.

Seit wann waren die Nazis denn in Saint-Lizier?

»Großer Gott ...«, entfuhr es Grace und sie flehte Gott um Gnade für all die Kinder an.

Die Soldaten begannen, die Kinder in Richtung Lkw zusammenzutreiben. Schluchzen durchdrang nun die vorherige Stille. Grace hätte am liebsten geschrien. Dieser Wahnsinn musste gestoppt werden! Mit rationalen Worten.

Grace drehte sich zu Roland um. »Ich kann doch nicht einfach hier stehen bleiben und nichts tun.«

Roland wies mit dem Kopf in Richtung Marguerite. »Wenn die Nazis dich auch mitnehmen ... werden sie sie sicherlich finden.«

Grace sank in sich zusammen und lehnte sich an die kalten Steine der Mauern. »Bring sie an einen sicheren Ort. Bitte ...«

Damals in Aspet hatte Roland diese Route durch die Hügel für sie und die Kinder geplant, da sie nicht länger mit dem Zug fahren konnten. Er würde jemanden finden, der sich um Marguerite kümmern konnte, bis Grace wieder zurückkehrte.

»Ich muss los.« Er ratterte eine Wegbeschreibung zu einer Kirche außerhalb der Stadt herunter, wo Grace und Marguerite sich verstecken konnten. »Wartet dort auf mich.«

»Ich kann das nicht!«

Er hob ihr Kinn mit seiner Hand an. »Ihr müsst fliehen, Grace. Nur noch einen weiteren Tag.«

Ein weiterer Tag. Nach diesem Motto hatte sie nun schon monatelang gelebt. Mit Gottes Hilfe würde sie vielleicht vierundzwanzig Stunden durchhalten können. Auch wenn dabei jede Minute ihr Herz brechen würde.

»Gott sei mit euch!«, sagte Roland und küsste sie auf die Wange.

Dann war er verschwunden. Er machte sich auf den Weg, um in diesen Morgenstunden noch jemand anderem zu helfen.

Marguerite vergrub ihr Gesicht in Graces Wollrock, um nicht mitansehen zu müssen, wie ihr Bruder weggebracht wurde. Wie sollte sie dieses Mädchen zurücklassen können, um die anderen Kinder zu retten?

In Frankreich war derzeit nahezu alles unmöglich.

Die Soldaten zwangen zuallererst das älteste Kind – Suzel –, in den Lkw zu steigen. Grace hätte ihr Gesicht am liebsten auch irgendwo vergraben. Die Szene, die sich vor ihren Augen abspielte, war einfach zu grausam. Doch wegsehen und die Angst der Kinder ignorieren, konnte sie auch nicht. Sie musste hinsehen trotz ihrer Ängste. Gerade *wegen* ihrer Ängste. Sonst würde es sich anfühlen, als würde sie die Kinder ein weiteres Mal im Stich lassen.

Von der Stelle, an der sie stand, konnte sie die Gesichter der Kinder nicht erkennen, nur ihre Schatten. Doch sie betete für jedes der Kinder, als diese in den Lkw gepfercht wurden.

»Schütze sie«, betete Grace flüsternd. »Zeig ihnen deine Liebe.«

Grace strich Marguerite durchs Haar. Die Tränen des Mädchens sickerten in ihren Mantel. »Es tut mir so leid!«

Marguerite blickte kurz auf und vergrub ihr Gesicht dann wieder in Graces Rock. »Die Farben haben in meinen Augen weh getan.«

Grace sah keine Farben, abgesehen von den narzissenähnlichen Farben des Sonnenaufgangs, die die Sorgen in ihrem eigenen Herzen linderten. Wenn sie doch nur den Himmel wieder schwarz anmalen und das Licht wegwaschen könnte! Doch stattdessen musste sie mitansehen, wie diese Männer dort ihre Kinder mitnahmen. Und sie konnte nichts dagegen tun.

Eine der Nonnen aus der Kirche wurde ebenfalls mitgenommen. Und dann wurden auch die übrigen Kinder in den Lkw gepfercht. Bevor einer der deutschen Soldaten die Luke des Lkws schloss, zählte sie durch. Zehn. Nicht elf.

Hatte sie sich verzählt?

Ihre Augen suchten den Dorfplatz ab, doch sie konnte niemanden sehen.

Als die Lkws wegfuhr, schloss Grace die Augen und lehnte ihren Kopf an die Steinmauer. Die Kinder, um die sie sich hatte kümmern sollen, für die sie hatte kämpfen sollen, waren weg. Sie waren ihr anvertraut worden. Und sie, Grace, hatte versagt.

Marguerite warf sich ihren Tornister über die Schultern und machte sich bereit weiterzugehen.

Nur noch ein Mädchen war an Grace' Seite. Ein Mädchen, das einen sicheren Ort brauchte.

Sie würde nicht noch einmal versagen.

Grace' Blick schweifte noch einmal über den Platz auf der Suche nach dem elften Kind. Doch über der steinernen Passage und dem Dorfplatz lag Schweigen und Schockstarre.

Als Grace und Marguerite eilig Saint-Lizier verließen und in Richtung der mit Kiefern bewachsenen Hügel in der Ferne flohen, wurde Grace von einer Frage verfolgt.

Wie sollte sie jemals in der Lage sein, diese Kinder zu befreien?

KAPITEL 2

Yamhill County, Oregon
September 2003

Der Wind rüttelte an den Zweigen der Bäume und ließ Kiefernadeln auf Addie Hoults Mietwagen herabregnen. Sie machte den Scheibenwischer an und bemerkte sogleich, dass sie einen Fehler begangen hatte. Wie sollte sie bei diesem wolkenverhangenen Himmel, dem Nebel und der schmierigen Scheibenwischerflüssigkeit überhaupt die Tonquin-Hütte finden, wenn sie noch nicht einmal die Straße vor sich erkennen konnte?

Sie hatte mit Niederschlägen in Oregon gerechnet. Aber eben mit Wasser – nicht mit Kiefernadeln.

Der Schotter der Straße knirschte unter den Reifen ihres Honda Civic und machte Geräusche wie Maiskörner, die in heißem Öl aufplatzen. Was würde sie jetzt nicht alles für eine Schale mit frisch gemachtem Popcorn in Butter geben! Eine eiskalte Cola in einem echten Glas. Oder Brombeeren mit selbst gemachter Eiscreme.

Während des Fluges von Chattanooga nach Portland hatte sie Spaghetti aus einer Aluminiumschale gegessen. Dann war sie vom Flughafen aus eine Stunde Richtung Westen gefahren, bis sie die kleine Stadt Newberg erreicht hatte. Eine Stadt mit ereignisreicher Vergangenheit, geprägt von den Quäkern, so hatte sie gelesen. Heimat von Präsident Hoover und Anbaugebiet für Pinot Noir. Addie hoffte, in diesem Bezirk ein Familienmitglied ihres besten Freundes Charlie ausfindig machen zu können. *Papa C*, so nannten ihn die Mädchen in Sale Creek. Es war der Mann, der sich Addie vor zehn Jahren als Ersatzvater angenommen hatte, als sie selbst keinen gehabt hatte.

Jetzt war Charlie erkrankt. Er litt am Myelodysplastischen Syndrom oder kurz: MDS. Sein Knochenmark löste sich zusehends auf. Der Körper produzierte praktisch keine roten Blutkörperchen mehr. Charlie wurde von einem Medikament namens Danazol am Leben gehalten. Zusätzlich erhielt er regelmäßig Transfusionen und das Medikament Prednison zur Abschwächung der Immunabwehr. Doch ohne eine Infusion gesunder Stammzellen würde er – der Mann, der Addie das Leben gerettet hatte – möglicherweise noch vor Ende des Jahres sterben.

Charlies behandelnder Arzt hatte erfolglos versucht, ein sogenanntes »HLA-Match« in der Krankenhausdatenbank zu finden. Charlie benötigte eine Knochenmarktransplantation, vorzugsweise von Geschwistern, Neffen oder Nichten. Ein blutsverwandter Spender unter 60 Jahren konnte sein Leben retten.

Der Arzt hatte sich damit einverstanden erklärt, jeden zu testen, den Addie finden würde. Sie suchte nach einem Familienmitglied, das bereit war, einen Teil des eigenen Körpers an jemanden zu spenden, den diejenige Person möglicherweise niemals getroffen hatte oder an den sie sich kaum erinnerte.

Addie hatte die zivilisierte Welt in Newberg verlassen und befand sich nun auf einer düsteren, kurvenreichen Nebenstraße, die durch ein Tal führte. Zunächst sah sie noch einige Lichter, die über den Hügeln funkelten, doch der Wald um sie herum wurde zusehends dichter, als sie auf eine enge kleine Straße einbog. Von den Lichtern war dort nichts mehr zu sehen.

Eigentlich hätte sie in der Stadt anhalten und sich etwas zu Essen holen sollen. Doch bedingt durch die Reise und die Zeitverschiebung – zu Hause in Tennessee war es jetzt 2 Uhr morgens – wünschte sie sich einfach nur noch ein Bett. Die Vermieterin hatte ihr versichert, dass die Schränke in ihrer Hütte mit Lebensmitteln gefüllt waren, und Addie war in diesem Moment kein bisschen wählerisch. Sie würde sich eine Dose Suppe oder irgendetwas anderes warm machen und dann mindestens acht Stunden schlafen, bevor sie ihre Suche fortführen würde.

Addie hielt erneut an und griff zur Wegbeschreibung, die sie sich vor ihrer Abfahrt zu Hause ausgedruckt hatte. Nach etwa anderthalb Kilometern auf der Landstraße, so hatte es die Vermieterin erklärt, würde sie Laurel Ridge erreichen. Dort sollte sie dann rechts abbiegen.

Laut Kilometerzähler war sie nun schon mehr als anderthalb Kilometer gefahren, doch eine Abzweigung hatte sie bisher nicht entdeckt. Addie schaltete das Fernlicht ein und schaute suchend nach vorne. Viel konnte sie zwischen den Bäumen und einer Scheune nicht erkennen. Dieses Tal lag aber sowieso hinter Bauernhöfen, Wäldern und Weinbergen versteckt, die jeden Herbst Tausende Touristen anzogen.

Mit dem Fuß auf dem Gaspedal fuhr Addie langsam weiter und suchte zwischen Dornensträuchern und Kiefernästen einen Platz zum Wenden. Nach etwa drei Kilometern fand sie hinter einer Kurve endlich ein Straßenschild.

L...el Ri...

Mehr konnte sie nicht erkennen, da das Schild von Weinranken bedeckt war. Doch es reichte aus.

Noch einmal warf sie einen Blick auf die enge Straße vor ihr und bog nach rechts ab. Sofort türmte sich vor, über und neben ihr eine Mauer aus Blattwerk auf und wand sich wie ein Kranz um ihr Auto. Lorbeeren, dachte Addie. Obwohl sie keine Ahnung hatte, wie Lorbeeren in Wirklichkeit aussahen.

Zwischen diesen Zweigen konnte sich alles Mögliche verstecken.
Brombeeren. Biber. Bigfoot.

Listen, so weit hergeholt sie auch sein mochten, halfen Addie normalerweise dabei, ihre Gedanken zu sortieren und der Welt einen Sinn zu geben. In ihrer Kindheit hatte sie Stunden damit verbracht, auf ihrem Nintendo unförmige Tetris-Blöcke zu einer Einheit zusammenzufügen und aus Chaos Ordnung entstehen zu lassen. Seltsamerweise brachten solche Strukturen ein gewisses Maß an Stabilität in ihr Leben, vor allem dann, wenn ihr Leben aus den Fugen zu geraten schien.

Als Erwachsene hatte sie sich eine Struktur aus drei Worten zurechtgelegt, die durch ein Muster miteinander verbunden waren. So beruhigte sie sich selbst, wenn das Gedankenkarussell in ihr mal wieder seine Runden drehte. Doch diese Liste, Bigfoot inbegriffen, erfüllte heute ihren üblichen Zweck nicht. Addie drückte den Knopf für die automatische Türverriegelung, als hätte sie Angst, dass Bigfoot jeden Moment zu ihr ins Auto springen könnte.

Die Straße führte zwischen den Bäumen bergauf und trotz der kalten Luft aus der Klimaanlage des Wagens brachten die engen Wegbegrenzungen Addie ins Schwitzen. Sicherlich würde die Straße bald auf einen Bergrücken führen. Vielleicht konnte sie sogar einen Blick auf den See erhaschen, wenn das Licht der Sterne durch die Wolkendecke brach.

Plötzlich wurde ihr Wagen von einem Stoß erschüttert, als hätte Bigfoot selbst mit dem Fuß aufgestampft. Der Bergrücken unter ihr schien zu beben und Addie wurde starr vor Schreck. Doch es war nur ein starker Windstoß, der Blätter über den Hügel wehte. Dennoch hielt Addie an und wartete ab, bis der Windstoß vorübergezogen war und ihr Herz sich wieder beruhigt hatte.

Tara Dawson, ihre Vermieterin, hatte gesagt, die Hütte wäre nur ein paar Hundert Meter entfernt. Doch die Beschreibung hatte sich bereits jetzt als falsch herausgestellt. Anderthalb Kilometer würde Addie noch fahren und dann nach Newberg zurückkehren. Hoffentlich war im Hotel, an dem sie vorbeigefahren war, noch ein Zimmer frei.

Addie nahm ihr Handy zur Hand und suchte auf dem Bildschirm nach Netz. Doch das gab es hier auf dem Laurel Ridge offensichtlich nicht. Tara hatte sie genau davor gewarnt, doch Addie hatte sich keine Sorgen gemacht, bis das Wetter ihr einen Strich durch die Pläne gemacht hatte. Eigentlich hatte sie lange vor Einbruch der Dunkelheit an ihrem Ziel ankommen wollen.

Sie hatte versprochen, Emma Tonquin anzurufen, sobald sie das Haus erreicht hatte. Doch ein Anruf mitten in der Nacht wür-

de Charlie – Emmas Ehemann – nur beunruhigen. Addie wollte ihre Freundin nicht in die unangenehme Situation bringen, Charlie erklären zu müssen, warum Addie sich in Oregon aufhielt. Emma wollte es ihrem Mann erst sagen, wenn Addie einen seiner Verwandten ausfindig gemacht hatte.

Sie würde Emma erst morgen anrufen und sie auf den neuesten Stand bringen. Danach würde sie mit der Suche beginnen. Irgendjemand hier in der Gegend, so hoffte Addie, würde sich an die Familie erinnern, die das Gelände am Tonquin-See bewohnt hatte.

Die Landstraße von Laurel Ridge endete plötzlich und zweigte vor Addie in zwei Richtungen ab. Eine Straße führte nach links, die andere nach rechts. Frustriert warf Addie einen erneuten Blick in Taras Wegbeschreibung, doch von einer Weggabelung stand dort nichts geschrieben. Das Mietwagenunternehmen hatte ihr eine Karte von Oregon mitgegeben, doch die feinen Linien darauf zeigten nur die Hauptstraßen, aber nicht die kleinen Abzweigungen.

Tara hatte ihr erklärt, dass sie an der letzten Kreuzung rechts abbiegen müsse und dann geradeaus vor ihr das Haus schon erkennen könne. Sobald sie auf dem Hügel angekommen sei, sei die Hütte leicht zu entdecken. *Kinderleicht* – so hatte es Tara wortwörtlich gesagt.

Doch das hier war alles andere als kinderleicht.

Entlang der beiden Straßen wuchsen große Farne, deren Wedel im Nebel verschwanden. Der Weg, der nach links führte, wirkte auf Addie etwas besser befestigt, sodass sie entschied, dieses Mal nach links abzubiegen. Ein paar Sekunden später fuhr Addie in einen Tunnel aus Dornensträuchern und Kiefernzweigen. Durch ihren Kopf schossen reihenweise Zeitungsschlagzeilen, die sich alle um eine Frau drehten, die im Nordwesten der USA verschollen war. Doch sie war schon in der Nähe der Hütte. Das Einzige, was sie noch aufhalten konnte, war ihre eigene Angst und Addie weigerte sich, klein beizugeben.

Eine weitere Kurve folgte und die Bäume am Straßenrand verschwanden. Addie hielt das Auto an und schaltete das Licht aus. Sobald sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, würde sie vielleicht den See in der Ferne und an seinem Ufer die Hütte erkennen können, wo sie jetzt eigentlich eine Woche lang wohnen sollte, um dort nach den Tonquins zu suchen.

Langsam nahm sie im schwachen Licht der Sterne eine weitere Baumgruppe hinter dem Hügel in den Blick, eine der größten, die sie jemals gesehen hatte. Und dann sah sie noch etwas anderes. Einen Turm, der inmitten der Kiefern aufragte.

Addies Herz schlug schneller, sie schaltete erneut die Lichter ihres Wagens an und fuhr in Richtung des Turmes, bis sie schließlich an einer zerfurchten Hofeinfahrt landete, die mit Gras überwuchert war. Als sie die Einfahrt hinauffuhr, betrachtete sie mit offenem Mund das alte viktorianische Herrenhaus vor ihr, das durch die Lichtverhältnisse wunderschön und zugleich etwas unheimlich aussah. Der rote Putz blätterte bereits ab und die weiß gestrichenen Zierleisten an der Veranda und unter dem Dach sahen abgenutzt aus. Dieses Haus ähnelte nicht im Geringsten den Bildern, die Tara Addie geschickt hatte.

Man sollte die Vermieterin einfach feuern, beschloss sie. Bisher hatte diese Frau überhaupt nichts richtig gemacht.

Addie wünschte sich, wieder in Chattanooga zu sein. Sie wünschte sich, dass Charlie selbst in der Lage wäre, mit Emma nach Oregon zu reisen, um nach seiner Familie zu suchen.

Das Haus schien komplett von Bäumen und Gestrüpp umwuchert zu sein. Manche Zweige streiften sogar die Fenster. Vor Addie befand sich ein Tor, das als Eingangstor durch einen Lattenzaun diente, der das ganze Anwesen umschloss. Hinter dem Tor befand sich ein kleiner Innenhof und eine Veranda. Der Schlüssel sei unter einem Blumentopf auf der ersten Treppenstufe zu finden, hatte die Vermieterin gesagt. Leicht zu finden.

So wie das Haus.

Hätte Addie geahnt, dass ein regelrechter Dschungel auf sie

wartete, hätte sie eine Taschenlampe mitgebracht. Nun mussten eben die Lichter ihres Wagens als Beleuchtung herhalten.

Vorsichtig stieg Addie in Jeans und Sandalen aus dem Auto und versuchte, ihren schnellen Herzschlag zu beruhigen, während sie sich dem Eingangstor näherte. Die ganze Situation erschien ihr sehr skurril. Tara hatte behauptet, die »Hütte« sei komfortabel ausgestattet. Klein. Urig. Und das Wichtigste: mit Blick über den Tonquin-See.

Zauberhaft – so hatte Tara das Anwesen beschrieben. Nun ja. Äußerlich hatte die »Hütte« zwar ihren Charme verloren, aber vielleicht war er wenigstens im Inneren erhalten geblieben. Vielleicht musste man einfach irgendeinen Schalter umlegen – und zack! –, dann hatte man eine wunderschöne, gepflegte Unterkunft.

Sicher würde Licht alles verändern.

Addie öffnete das verriegelte Tor, um sich den Haustürschlüssel zu holen. Dabei strahlte sie dieselbe Sicherheit aus, mit der sie jahrelang die Männer in der Wohnung ihrer Mutter abgeschreckt hatte, deren Ansprüchen sie nicht hatte nachgeben wollen. Normalerweise waren diese zu sehr abgelenkt gewesen, als dass sie Addie wirklich gestört hätten. Doch schon früh in ihrem Leben hatte sie gelernt, wer von ihnen eine Bedrohung darstellte und wer nicht. Am besten hatte dabei ein kräftiger Tritt zwischen die Beine und die anschließende Flucht in ihr Zimmer geholfen, dessen Tür sie dann von innen mit einer Kommode und mehreren Stühlen verbarrikadiert hatte.

Auf der anderen Seite des Tores war ein kräftiger Windstoß in eine Baumgruppe gefahren, hatte sich dann aber wieder beruhigt. Danach setzte Regen ein, nicht aus Kiefernadeln, sondern die echte, nasse Variante. Schnell versuchte Addie, die Tür aufzuschließen. Sie öffnete sich nur einen kleinen Spalt, bevor sie blockierte. Addie zwängte sich hindurch und nahm schauernd das Haus genauer in Augenschein. Ein Teil von ihr fühlte sich von diesem Ort magisch angezogen, während ihre innere Stim-

me lautstark Angst davor anmeldete, das Haus allein zu betreten. Egal ob bei Tag oder bei Nacht.

Addie trat einen weiteren Schritt nach vorne. Ihr Atem stockte, das Herz fühlte sich an, als wollte es aus ihrer Brust springen.

Da! Irgendetwas flatterte durch die dunklen Ecken des Hauses.

Eine Fledermaus. Eine Eule. Eine riesige Motte.

Irgendein Tier flog in ihre Richtung. Nun hatte Addie endgültig genug. Nicht einmal die vertrauten Muster ihrer Listen konnten diesem Chaos entgegenwirken.

Addie ging rückwärts durch das Tor und machte sich nicht die Mühe, es hinter sich zuzuziehen.

Das Haus würde dann wohl bis morgen warten müssen.

KAPITEL 3

Grace wiegte Marguerite auf einem zugigen Heuboden in ihren Armen, bis das Mädchen schließlich eingeschlafen war. Dann lehnte sie sich an die unebene Mauer. Durch die offenen Fenster und die Mauerritzen drang ein wenig Licht. Sie hatten es nicht in die Kirche geschafft, doch Grace betete dafür, dass diese baufällige Scheune abseits der Straße ihnen zumindest bis zum Anbruch der Nacht einen sicheren Ort bieten würde.

Die Liebe ist wie der Tod, hatte ein französischer Arbeiter einmal zu ihr gesagt. Der Schmerz in ihrem Inneren fühlte sich an diesem Morgen ebenfalls wie der Tod an. Sie betete, dass Roland die anderen Kinder finden würde. Er konnte über ihre Freilassung verhandeln und die Kinder zu ihr zurückbringen.

Der Großteil ihres Teams – *Les Secours Quakers*, wie sie genannt wurden – war nach Amerika oder Großbritannien zurückgekehrt. Doch eine Handvoll von ihnen arbeitete weiter mit Roland und ihren anderen französischen Freunden zusammen, um den Kindern zu helfen, die noch immer in diesem schrecklichen Lager Gurs interniert waren. Die Erwachsenen waren sich der Tatsache bewusst, dass sie selbst den Krieg möglicherweise nicht überleben würden. Dennoch riskierten sie alles, um das Leben dieser Kinder zu retten und ihnen die tiefe Gewissheit zu vermitteln, dass Gott sie liebte.

Roland hatte zwar mehrere Jahre in England verbracht, nachdem er seinen Schulabschluss am Oriel College in Oxford gemacht hatte, doch eigentlich war er hier im Süden Frankreichs aufgewachsen, der jetzt dem Vichy-Regime unterstellt war. Roland schien hier unzählige Kontakte zu haben. Er wusste instinktiv, wem er vertrauen konnte und wem er besser aus dem Weg ging, wo Nahrung zu finden war und wann es Zeit war, sich zu verstecken.